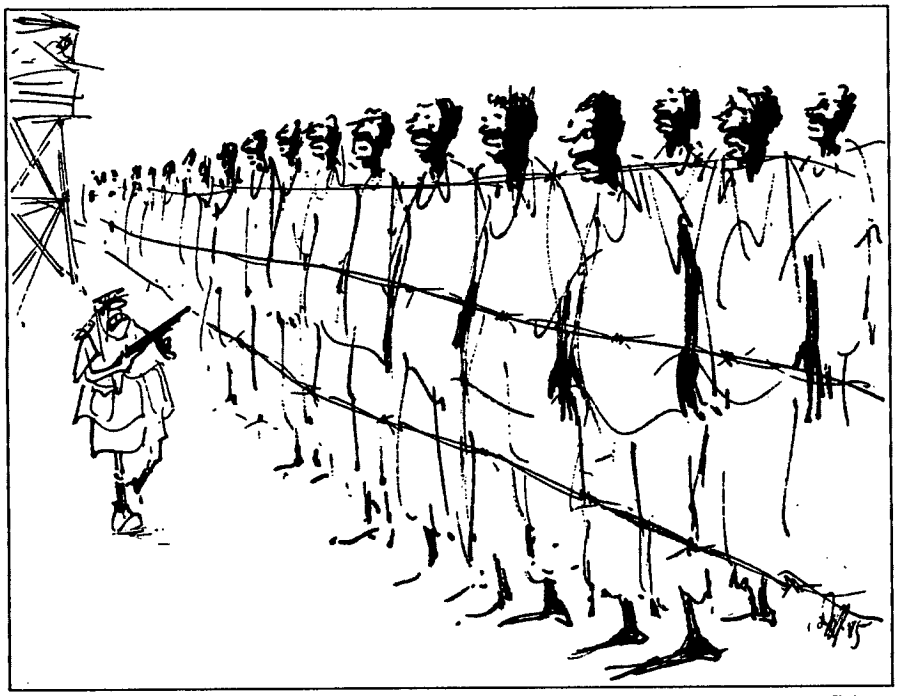

Neue Osnabrücker Zeitung

Herr der Lage

SPIEGEL: Was damals Korrespondenten gesagt wurde, hört sich anders an.

TAMBO: Die Konferenz beschloß, daß der Kampf intensiviert werden muß. Und die Intensivierung wird natürlich Folgen für die Zivilbevölkerung haben. Aber bewußt „weiche Ziele" angreifen – das tut das südafrikanische Regime.

SPIEGEL: Also keine Attentate auf Schulen und Kindergärten?

TAMBO: Wir verstärken den Kampf. Was bis jetzt in den Townships der Schwarzen passiert, wird auf das ganze Land übergreifen, auch auf die weißen Gebiete. Wir gehen jetzt zum Angriff über.

SPIEGEL: Unter über 500 Unruhe-Opfern seit dem letzten September waren nur drei Weiße. Wird sich das ändern?

TAMBO: Wir haben es nicht auf Weiße als solche abgesehen. Wir kämpfen gegen jene, die das System verteidigen, gegen jene, die bewaffnet sind und die uns töten.

SPIEGEL: Bei den gegenwärtigen Unruhen bringen allerdings immer öfter Schwarze andere Schwarze um.

TAMBO: Das ist keine Konfrontation Schwarze gegen Schwarze. Es ist die Konfrontation von Gegnern der Apartheid und jenen, die sie verteidigen. Manche von denen, die Menschen erschießen, sind schwarz. Sie gehören zu den Kräften des Feindes, obwohl sie schwarz sind.

SPIEGEL: Aber auch die schwarzen Gegner Ihres Feindes bekämpfen einander. Mitglieder der mit Ihnen befreundeten Sammlungsbewegung „United Democratic Front" und der Azapo liefern sich blutige Fehden.

TAMBO: Das hat aufgehört. Sie streiten sich, aber sie bekämpfen sich nicht.

SPIEGEL: Und was ist mit den rätselhaften Morden, denen immer wieder schwarze Aktivisten zum Opfer fallen?

TAMBO: Die hat die Polizei ausgeheckt. Von den Sicherheitskräften kontrollierte Todeskommandos machen Jagd auf Führer der Volksbewegung in Südafrika.

SPIEGEL: Herr Tambo, weshalb sagen Sie immer Südafrika und nicht „Asania", wie viele Menschen in den Townships? Ist das nicht der Name für das zukünftige Südafrika?

TAMBO: Nein, aber lassen Sie mich das erklären: Ein schwarzer südafrikanischer Historiker, Professor Dublin Bolofo, hatte „Asania" vorgeschlagen nach dem alten Namen für ein Gebiet, das sich südlich vom heutigen Somalia über Ostafrika erstreckt. Später aber zog er seinen Vorschlag zurück, denn er hatte herausgefunden, daß Asania „Land der Sklaven" bedeutete: Sklavenhändler hatten sich einst aus diesem Gebiet ihre Opfer geholt. Südafrika aber ist kein Land von Sklaven, nicht einmal, wenn die Mehrheit seiner Bewohner in Sklaverei gehalten wird. Und nach der Befreiung werden wir unseren Staat schon gar nicht „Land der Sklaven" nennen.

SPIEGEL: Wann werden Sie zurückkehren in das befreite Südafrika? In zehn Jahren, in fünf Jahren, früher?

TAMBO: Ich hoffe, bald. Aber Sie werden mich nicht dazu bringen, einen Zeitpunkt zu nennen.

SPIEGEL: Herr Tambo, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

USA

Poppys Traum

Vizepräsident George Bush hat die besten Chancen, Ronald Reagans Nachfolger zu werden.

Ronald Reagan saß an seinem Schreibtisch im Oval Office des Weißen Hauses und empfing, am vorigen Montag, ein paar ausgesuchte Journalisten zur ersten Pressekonferenz nach seiner Krebsoperation.

Er *saß;* denn langes Stehen – in diesem Fall eine halbe Stunde – fällt ihm schwer, nichts Ungewöhnliches für einen Rekonvaleszenten.

Die Reporter waren nicht mehr so sehr am Dickdarm des Staatschefs interessiert. Sie wollten Details über die Reagan-Nase. Auf ihr nämlich hatte die Nation eine kleine Wunde ausgemacht, und das Weiße Haus wollte tagelang die Ursache der Verletzung nicht verraten. Krebs oder nicht Krebs, das war die Frage.

Er habe da „einen Pickel" gehabt, erzählte Reagan schließlich den Journalisten, im Krankenhaus daran „herumgepult und gedrückt", und nun habe sich herausgestellt, daß dieser Pickel keineswegs nur ein Pickel gewesen sei, sondern ein weitverbreiteter Hautkrebs.

Da war es wieder, zum zweitenmal in drei Wochen, das häßliche Wort „Krebs"; und mochte der Präsident den Befund auch (vermutlich zu Recht) herunterspielen, einmal mehr sah die Nation Anlaß, an die Zeit nach Reagan zu denken.

„Bush in den Vordergrund gedrängt", überschrieb am nächsten Morgen der „Christian Science Monitor" einen Kommentar: Nicht Bush selbst, sondern „die Ereignisse" hätten dazu geführt, daß die amerikanischen Wähler jetzt den Vizepräsidenten George Bush gründlicher denn je als möglichen Reagan-Nachfolger beobachteten.

Bislang hatte Bush, 61, wie alle seine Vorgänger im wesentlichen eine Statistenrolle gespielt, war vor allem dadurch aufgefallen, daß er kaum je im Lande, sondern meist für seinen Präsidenten auf Auslandsreise war – insgesamt legte er mehr als eine Million Kilometer zurück und besuchte dabei über 60 Länder.

Seit Mitte vorigen Monats jedoch ist alles anders. Denn am 13. Juli übernahm Bush eine Rolle, die vor ihm noch nie ein Vizepräsident innegehabt hatte: Für sieben Stunden und 54 Minuten – während Ronald Reagan unter Vollnarkose im Bethesda Naval Hospital von einem krebsbehafteten Stück Dickdarm befreit wurde – war George Bush amtierender Präsident der Vereinigten Staaten.

Da wurden Erinnerungen wach an Schrecksekunden der Vergangenheit, in denen unerwartet ein Präsident dahinstarb oder aus dem Amt geschossen und

ein Vize als sein Nachfolger vereidigt wurde, der zuvor allenfalls ein Name gewesen war: Millard Fillmore etwa, Chester Arthur, Harry Truman oder auch Lyndon Johnson.

Nun wäre also George Bush als Aufrücker an der Reihe, sollte sich Ronald Reagan – womöglich krebsgeschwächt – zum vorzeitigen Rückzug auf seine Ranch in Kalifornien entschließen. Doch auch wenn der Chef durchhält, hat Bush Chancen: Im November 1988 könnte er ordentlich zum 41. Präsidenten der USA gewählt werden. Schließlich hat er ja, das war 1980, schon einmal behauptet: „Ich weiß, daß ich ein besserer Präsident wäre als Reagan."

Präsident Reagan, Stellvertreter Bush: Schwierige Balance

Das allerdings war zu einer Zeit, als Reagan noch sein Rivale, nicht sein Chef war, als der studierte Ökonom George Bush das Wirtschaftsprogramm des Amateurs Ronald Reagan noch als „voodoo economics" verhöhnte, sich selbst als „gemäßigt" anpries und versuchte, die Wahl des „Extremisten", eben Reagan, zu verhindern.

Da galt der Bewerber um die republikanische Präsidentschaftskandidatur George Bush den Moderaten und auch so manchen Liberalen nicht nur der Republikanischen Partei als letzte Rettung vor dem Rutsch nach rechts: ein attraktiver Politiker aus dem Nordosten des Landes, woher seit langem die Elite kam, Sohn eines wohlhabenden Bankiers und hochgeachteten Senators für den Bundesstaat Connecticut, Absolvent der besten Schulen und Universitäten (Yale), ordenbehängter Soldat im Zweiten Weltkrieg, erfolgreicher Ölkaufmann in Texas, mit 40 Millionär, vier Jahre Abgeordneter im Repräsentantenhaus, Uno-Botschafter, Vorsitzender der Republikanischen Partei, Missionschef in Peking, Direktor des Geheimdienstes CIA. Das war die Vita, die Bush selbst nur allzugern unter die Wähler streute.

Doch trotz der glatten Karriere blieben immer auch Zweifel, wie gut der Mann denn wirklich sei. Die Wähler im Süden und Westen sahen (und sehen) in ihm, obwohl er sich schon frühzeitig in Texas niedergelassen hatte, unverändert einen „Yankee"; sie hatten (und haben) genug von den Absolventen der elitären Universitäten an Amerikas Ostküste.

Daß er mal im Repräsentantenhaus gedient hat, mochte ein Plus sein; aber die zwei Wahlperioden stempelten ihn wiederum als Vertreter der Elite ab: Er war in einem neugeschaffenen, überaus wohlhabenden Wahlkreis der Texas-Metropole Houston gewählt worden. Zwei Versuche, für den Bundesstaat Texas in den Senat nach Washington zu ziehen, scheiterten.

In seine übrigen Positionen war „Poppy", wie ihn seine Freunde nennen, nur noch *berufen*, nie gewählt worden. Und er hatte seine Ämter zwar fleißig und gewissenhaft ausgefüllt, aber ohne Schwung und Vision.

Als er seinem Rivalen Ronald Reagan Anfang 1980 erstmals in einer Fernsehdebatte von Angesicht zu Angesicht gegenübersaß, hatte er eigentlich schon verspielt: Der an die Bühne gewöhnte Reagan ergriff sofort die Initiative und das Mikrophon, Bush wirkte hölzern, verklemmt. Reagan urteilte: „Der Mann schmilzt unter Druck sofort."

Bush gewann zwar ein paar Vorwahlen, doch Ronald Reagan war nicht mehr zu stoppen. Bush – so sein Biograph Nicholas King – wähnte seine politische Karriere am Ende.

Doch dann erkor Reagan – ähnlich wie es John F. Kennedy 1960 mit Johnson gemacht hatte – ausgerechnet seinen schärfsten Rivalen zu seinem „running mate", seinem Stellvertreter. Und fortan war Bush, als Kandidat wie später als Vizepräsident, nur noch Propagandist der Reagan-Politik.

Reagans Wirtschaftsprogramm, gestern noch „voodoo economics", pries er bald als „hervorragend, stark, aufregend". Derselbe George Bush, der zuvor gegen ein staatliches Verbot der Abtreibung und für eine in der Verfassung verankerte Gleichberechtigung der Frau eingetreten war, wollte davon schon bald nichts mehr wissen.

Der Vize: „Ich unterstütze Mr. Reagan blindlings . . . unseren wunderbaren Präsidenten", der Amerika „wieder zur Nummer eins" gemacht habe.

Der Präsident hörte solche Worte gern. Intellektuelle Schwächen seiner Mitarbeiter beunruhigen ihn weniger als mangelnde Loyalität.

Reagan zog Bush hinzu, wann immer Wichtiges zu entscheiden war. Jeden Donnerstag treffen sich beide allein zum Lunch – und Reagan, sagen Insider, schätzt den Rat seines in der Außenpolitik sehr viel erfahreneren Vize.

Reagans Gefolgsleute auf der äußersten Rechten freilich halten Bush unverändert für einen „Liberalen", der nichts anderes im Sinn habe, als das konservative Bollwerk Reagan zu unterwandern und sich selbst in die richtige Position für die Nachfolge zu manövrieren.

Der ultrarechte „Conservative Digest" etwa brachte eine Bush-Sondernummer heraus, in der Amerikas Vize als Gefahr für die USA hingestellt wurde. Quintessenz: „Wir müssen die Welt schon jetzt wissen lassen, daß George Bush als Erbe Ronald Reagans nicht akzeptabel ist."

Bush-Verbündete verwiesen auf seine durchaus respektable konservative Vergangenheit: Hatte er nicht im Kongreß gegen Handfeuerwaffen-Registrierung und staatliche Gesundheitsfürsorge („Medicare") gestimmt, hatte er nicht gegen das Atomtestabkommen und so manche Vorlage zur Rassenintegration argumentiert? Hatten ihn nicht konservative Lobbyisten ausdrücklich belobigt und geehrt?

Da Ronald Reagan, ohnehin der älteste Präsident der US-Geschichte, nach seiner Wiederwahl nicht noch einmal kandidieren darf, rückte der Traum vom Präsidenten George Bush mit jedem Tag

ein Stück näher: Für den Vize begann die beschwerliche Gratwanderung zwischen Loyalität zum Chef und Profilierung als Kandidat.

Bush heuerte versierte Mitarbeiter an und ließ – erstes Anzeichen für eine Kandidatur – im Mai ein politisches Aktionskomitee mit dem anspruchsvollen Namen „Fonds für Amerikas Zukunft" gründen, dessen wichtigste Aufgabe darin besteht, so viele Dollar wie möglich zu sammeln – zur Unterstützung republikanischer Kandidaten bei den Kongreßwahlen 1986 und eines Präsidentschaftsbewerbers George Bush zwei Jahre später. Bush: „Für mich ist es nun an der Zeit, unser Team zu sammeln, die Fackel wieder zu entzünden und unseren Kreuzzug von neuem zu beginnen."

Schließlich wagte er sich, obwohl vorsichtig, auch mit eigenen Meinungen hervor: Reagans Steuerreform fand seine Billigung, aber: „Den einen oder anderen Akzent hätte ich vielleicht anders gesetzt."

Oder: In den vergangenen vier Jahren habe es möglicherweise Perioden gegeben, in denen die Sowjets „nicht wußten, ob wir wirklich an Abrüstung interessiert waren".

In einer Gallup-Umfrage unter Republikanern lag George Bush bei der Frage nach dem besten Reagan-Nachfolger mit 53 Prozent weit vor den übrigen potentiellen Bewerbern: dem früheren Senatsmehrheitsführer Howard Baker, dessen Nachfolger Robert Dole, dem rechten Abgeordneten Jack Kemp oder der streitbaren ehemaligen Uno-Botschafterin Jeane Kirkpatrick.

Die Umfrage war gerade ein paar Tage alt, da rückte, mit Reagans Erkrankung, Poppys Traum von der Präsidentschaft näher und ferner zugleich:

Erweist sich, daß der Krebs – entgegen den Prognosen der Ärzte – weiterwuchert, könnte Bush sehr wohl noch vor Ablauf der Amtszeit Ronald Reagans ins Oval Office einziehen, und die Nominierung zum Kandidaten der Partei für 1988 wäre ihm kaum zu nehmen.

Bleibt Reagan aber so gesund, wie er zu sein vorgibt, wird die Balance für Bush schwieriger: Drängt er sich, optisch wie verbal, zu sehr in den Vordergrund, werden seine Rivalen ihm vorwerfen, er suche aus der Krankheit des Präsidenten Kapital zu schlagen. Wenn er sich aber zurückhält, können seine Konkurrenten ihn leicht in den Schatten stellen.

Wie vorsichtig Bush manövrieren muß, zeigte sich schon, als feststand, daß Ronald Reagan sich einer Operation zu unterziehen hätte. Bush wurde vom Stabschef Donald Regan „mit aller Kraft an die Wand gedrückt" („Time") – er durfte den Präsidenten erst als einer der letzten im Hospital besuchen, und auch dann noch wählte Regan das Bild von der Visite aus: ein Photo, auf dem nicht nur der Chef und sein Vize zu sehen sind, sondern, im Vordergrund, auch Donald Regan – der Aufpasser.

„Gott sei Dank für die Bombe"

SPIEGEL-Redakteur Hans Hoyng über die USA und Hiroschima

Atombomben-Modelle im Museum von Los Alamos: Spaß für Kinder

Für Eugene B. Dittrick, 67, hatte der Zweite Weltkrieg zwei Höhepunkte. Einmal, in Italien, wurde er Marlene Dietrich vorgestellt, die dort ein Konzert für GIs gab. Irgendeiner seiner Vorgesetzten hatte die Idee, daß „Dittrick meets Dietrich" ein ganz ausgefallener Spaß sei. Der Soldat Dittrick war gebührend beeindruckt.

Der zweite Höhepunkt kam, als er nach der japanischen Kapitulation vom Stab des siegreichen Generals MacArthur abkommandiert wurde, den japanischen Tenno drei Tage lang zu beobachten. Und auch der beeindruckte Mr. Dittrick. „Der Kaiser war sehr gebildet. Er hat mit MacArthur richtig kooperiert."

Mr. Dittrick blieb zwei Jahre in Japan. „Counter intelligence", sagt er und gibt zu verstehen, daß es sich dabei vornehmlich um antikommunistische Tätigkeit gehandelt habe. So hat er Land und Leute kennen- und liebengelernt.

Richtig gerührt war er, als er merkte, daß trotz Hiroschima und Nagasaki auch Japaner ihn liebten. Ein Geschäftsmann dort habe sich richtiggehend bedankt für die Bomben. „Die haben", zitiert Mr. Dittrick seinen Zeugen, „den Grundstein für unseren Wohlstand gelegt."

Dieser Gedanke geht ihm so nahe, daß Mr. Dittrick, der sein Leben lang ein Soldat war, plötzlich zu weinen anfängt. „Excuse me." Es ist, fast auf den Tag genau, 40 Jahre her, daß ein nuklearer Sprengsatz mit Namen „Little Boy" über Hiroschima explodierte, die Stadt vernichtete und rund 130 000 Menschen tötete.

Dittrick hat auch heute noch ein professionelles Verhältnis zu „Little Boy". Zweimal pro Woche führt der Rentner Touristengruppen durch das Nationale Atom-Museum von Albuquerque in New Mexico, ein Museum für amerikanische Atomwaffen.

Dittrick stellt sich für seine längeren Ausführungen meist zwischen die Kopien der über Hiroschima gezündeten „Little Boy" und der Nagasaki-Bombe „Fat Man", stützt sich mit der einen Hand auf die Hiroschima-Bombe und doziert unter Zuhilfenahme eines ausziehbaren Zeigestocks über Technik und Wirkung der beiden Waffen.

„Fat Man" scheint es ihm angetan zu haben. Bei der Funktion dieser Bombe hält er sich besonders lange auf. Daß sie, fast scheint es, er wolle „leider" sagen, weniger Schaden angerichtet habe als „Little Boy", lag an der Ungenauigkeit des Abwurfs.

Die Bombe, sagt er, war damals notwendig. „Sie hat den Krieg gewonnen." Die Bomben, sagt er, sind heute notwendig – und hinter ihm sind sie sichtbar, zirka 30 Stück, in allen Größen, allen Formen, allen Stärken – „weil die Russen sie auch haben".

Das sei, meint Dittrick, zwar eine gefährliche und traurige Situation. Aber „solange die nicht abrüsten, können wir